

Gedenknummer: „Vor einem Jahr“.

Deutsche Post

Herausgegeben von den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags. Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg. Anzeigenpreis: Die sechsgepaltene Kleinseite 30 Pfg.

Schriftleiter: Adolf Gieseler, Lohs, Evangelische Straße 5. Druckstunden wochentags von 11—12 Uhr. Zeitungsabgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 85. Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 23.

Sonntag, den 28. November 1915.

1. Jahrgang.

Nach einem Jahr.

Die Stadt Lodz hat den Weltruhm, den sie durch die vor einem Jahr hier ausgefochtenen Schlachten gewann, mit den Erspatnissen seiner Arbeiterbevölkerung, dem beschiedenen Wohlstand seiner Kleinbürger, mit riesigen Verlusten seiner Industriellen und Kaufleute und mit dem Blut der unschuldig ums Leben gekommenen friedlichen Bürger bezahlt. Und trägt weiter die Lasten, die der Krieg aufbürdet, ohne daß ihre Bewohner allzu heftig über sie klagen. Nur manchmal, in ruhigen Stunden, deren ihnen die Stille der Industriestadt mehr verschafft als ihnen lieb ist, und gerade jetzt, da die denkwürdigen Tage sich jähren, steigen die Bilder der nahen Vergangenheit schmerzhaft wirklich heran und erzeugen eine trostlose Gegenwartsstimmung. Denn immer noch zwingt die Herzen der Hunderttausende Sorge und Bangigkeit. Sorge ums Brot, Bangigkeit vor dem, was die Zukunft bringen wird!

Noch immer wissen auch die fünfmal hunderttausend Deutschen in Polen nicht, wohin sie, die von Rußland Abgestoßenen und Abgerissenen, in Zukunft gehören werden, ob das alte deutsche Mutterland sie an sich ziehen, ob in einem autonomen Polen oder in einer russischen Provinz ihnen der Lebenssaft abgeknüpft werden soll.

Wer hätte das damals gedacht, als sie wenige Tage nach der Wiederkehr der Russen und dem Begeisterungsausschlag, der die russischfreundliche Bevölkerung ergriffen hatte, aufstrebten und dem näherkommenden Kanonendonner lauschten in der Voraussetzung, daß der „vor Warschau geschlagene Feind“ wieder nahe, als in ihnen die Hoffnung gewachsen, der bevorstehende Kampf werde eine entgeltliche Entscheidung bringen!

Damals herrschte man bang. Denn Progromstimmung herrschte nicht nur gegen die Juden, auch gegen die Deutschen, die ohne ihre Feindschaft die Sympathien der russischen Regierung verloren hätten. Dann stante die russische Siegestimmung ab. Verwundet kamen in die Stadt. Tausende, mehr als zweimal zehntausend die Spitaler und die notdürftig eingerichteten Hilfskassen waren überfüllt, in leeren Wohnungen und in Lorbägen wurden die Verwundeten abgestellt, bis eine Unterkunftsmöglichkeit für sie beschafft war. kamen die hündelbedeckten Flüchtlinge, die heimlos gewordenen Bauern. Die Zufuhr stockte. Not schlug die Bewohner der halbmillionenstadt. Und die alles lähmende Furcht vor einer Beschädigung steigerte die Unruhe ins Übermaß. Die Tage waren voll fremder wirrer Bilder, die Nächte voll Grauen und Angst.

Hundertet stanken an den Folgen der Entbehrung und an der nervenermüdenden Aufregung. Der Hungertod hielt unter Kindern Ernte, Krieg, Kriegsnot! ... Und endlich, einmal, über Nacht, war alles entschieden. Am Morgen des 6. Dezember waren die Russen fort.

Die Wirnis aber dauerte weiter an, bis die deutsche Zivilverwaltung eingerichtet und ausgebaut wurde. Dann bereitete sich langsam ein Wandel vor. Aber die Not war einmal da. Die Sorge blieb. Und nun, im zweiten Kriegswinter, ist sie drohend wie vor einem Jahr. Nur daß der Kanonendonner vor andern Städten dröhnt: vor Riga, vor Dünaburg. Nur daß die Bewohner von Lodz nicht Gefahr laufen, von herbstenden Granaten zerissen zu werden.

Die neue Verwaltung, die von den Russen hundertmal erbettene und verweigerte, von den Deutschen eingerichtete Selbstverwaltung steht vor einer ungeheuer schwer zu bewältigenden Aufgabe. Die unermesslichen Begleiterscheinungen des Krieges: Stillelegung der Industrie, Requirierungen, die Versorgung des Militärs vor der Zivilbevölkerung, die Aufbringung der Kriegsmaterialien, die beschränkten Verkehrsverhältnisse, sind schuld an dem Mangel. Man sieht das ein. Wenn auch selbst die Einsichtigen nicht recht verstehen können, wozu das in Polen ausgemahlene Mehl nach Polen geschafft werden muß, um als durch Transport- und Verwaltungskosten verteuertes Brot auf unsern Tisch zu kommen, wenn auch mancher nicht versteht, wieso das Viehankaufs- und Verkaufsmonopol in den Händen einer Firma, die absolute Ausschaltung des verbilligenden Wettbewerbs, zweckmäßig ist, wenn auch die den Austausch und die Zufuhr lähmenden Ausfuhr- und Einfuhrverbote und manches andere als schwer zu tragende Last empfunden wird. Und die deutsche Bevölkerung, deren Ansichten wir kennen, vor allem bekundet eine richtige Auffassung der Sachlage, ist im großen Ganzen mit dem Wandel der Dinge zufrieden.

Es sind Monate vergangen, ehe die sichere Stimmung eintroz, die heute herrscht. Ein großer Teil der Bevölkerung ließ lange Zeit hindurch deutlich merken, daß er die Wiederkehr der Russen erwarte, um Abrechnung zu halten. Das Wort vom „Aufhängen“ ging herum. Die Ueberängstlichen hörten immer wieder russischen Kanonendonner. Erst mit dem Fall der russischen Zeitungen schwand die letzte Furcht, kam mancher aus dem Familienwinkel hervor und äußerte sich nachträglich über die niederträchtigen Ausschreitungen der Russen gegen die deutschen Landwirte.

Heute sind wir so weit, daß nahezu alle Deutschen in Polen mit Rußland, das einen furchtbaren Ausrottungskrieg gegen das friedliche russische Deutschland führt, und wäre der Rückzug der Russen aus unserer Gegend nicht so überraschend schnell erfolgt, auch die Lodzer Deutschen nicht geschont hätte, fertig sind. Heute sind die Hoffnungen auf Deutschland gerichtet.

Es sind keine jubelnde Hoffnungen! Es hat manchmal den Anschein, als ob unsern im Grunde ihres Herzens alles andere als deutschfreundlichen Nachbarn weiter entgegengekommen werden soll.

als sie um das Deutschtum sich verdient gemacht haben. Man weiß in Deutschland wenig, oder zu wenig, von dem Kampf, den das Deutschtum in Polen seit langem um seine Erhaltung führen muß. Das will manchen bedrücken. Aber wir wollen nicht kleingläubig sein. Wir wollen nach dem Ablauf des ersten Jahres, das uns von den Kämpfen um Lodz trennt, dafür dankbar sein, daß uns durch den heldenhaften Mut der deutschen Soldaten eine völlige Vernichtung durch die Russen und ihre freiwilligen Helfer erspart blieb. Wir wollen festhalten an der Hoffnung, die unser Trost in schweren Stunden war: vom alten Mutterland wird uns auch weiter Hilfe kommen!

Ein Beitrag zur Verständnis unserer Zeit.

Die Erbfeindschaft zwischen Deutschland und Rußland schien noch im Juli des vorigen Jahres unauflösbar zu sein, das gute Einverständnis der Regierungen beider Länder langen Bestand zu haben, das Verhältnis der russischen Kultur oder dessen, was dafür galt, zu der deutschen Kultur einen immer heiteren politischen Himmel vorauszuzeigen und bei dem großen Warenaustausch beider Länder die Tätigkeit etwaiger Kriegsbekehrer in Rußland dem wirtschaftlichen Selbstmord des Reiches zu gleichen.

Als das Undenkbare sich dennoch verwirklichte, die alte Blutsfreundschaft beider Länder gerissen ward, da war die Welt um uns anders geworden. Wir glaubten uns im Taumelzustand, wenn wir die Möglichkeiten erwogen, die das geistige und leibliche Sein der Deutschen in Rußland bedrohen konnten. Als unentwirrbares Problem trat vor unser Auge der Fortbestand des Deutschtums in Rußland. — Daß die Deutschen ihren staatsbürgerlichen Pflichten nachkommen würden, stand fest. Weniger sicher war, ob man die Rechte der Deutschen respektieren würde. Wüßte doch gerade in den letzten Jahren der Weizen der Verleumder und Heher.

Aus dem Verhalten maßgebender Männer konnten unkritische Leute in der ersten Zeit den Eindruck gewinnen, man nähme besondere Rücksicht auf die Gefühle und Wünsche der russischen Staatsbürger deutscher Junge und wolle ihnen erleichtern, über den Zwiespalt zwischen Staats- und Stammespflichten hinwegzukommen. In Lodz bekann sich der Chef der Garnison darauf, daß ein großer Teil der Einwohner deutscher Zukunft ist und veröffentlichte seine Bekanntmachungen in drei Sprachen. In der Residenz traten Offiziere dem Pöbelunwesen, das sich in der von der Polizei gebildeten Eigentumszerstörung reichsdeutscher und russisch-deutscher Geschäftsleute äußerte, entgegen. In Sibirien wurde das pünktliche und geordnete Erscheinen der einberufenen deutschen Reservisten und die große Opferwilligkeit der deutschen Bevölkerung vor den russischen Zeitungen rühmend hervorgehoben. Und der russische Kaiser unterließ nicht, in einem Erlass an den Bischof der lutherischen Kirche des Reiches seinen persönlichen Dank für die bei allen Gelegenheiten bekundete staatsreue Gesinnung der lutherischen Bevölkerung auszusprechen.

So sah alles in Ordnung. Es sah. In Wahrheit waren schon längst unterirdische Mächte am Werk, den Deutschen im Lande die Daseinsmöglichkeit zu untergraben. Einzelne und Gruppen, die schon seit Jahren nach dem Besitz der deutschen Kolonien trachteten, glaubten die Zeit gekommen, wo sie ihre Pläne, die sie bisher durch keine Zeitungs- und Broschürenverkündungen in die Tat umsetzen konnten, verwirklichen durften. Neid und Lüge wagten sich offen hervor und leiteten ihr unheilvolles Werk ein.

Leicht war es den Abkömmlingen der deutschen Einwanderer, die einen jahrzehntelangen Kampf gegen widrige Geschicke zu führen hatten, nicht geworden, bis sie dahin kamen, sich glücklich und bodenständig auf der fremden Erde zu fühlen. Als sie des Heeres von Widerwärtigkeiten Herr geworden waren, da trat nationaler Haß und unerschuldete Feindschaft auf, die ihnen die Freude am Erreichten vergällte. Und doch hielten sie trotz allem ihren Widerwärtigkeiten fest an der Liebe und Treue zum Herrscherhause.

Wadere Männer aus ihrer Mitte traten zu ihrer Verteidigung auf, wenn eine neue Hahnwelle mit frischen oder aufgewärmten Verleumdungen sich über sie ergoß. Zuletzt noch war es ein bekannter Organisator und Freund der Kolonisten, der es unternahm, nach Ausbruch des Krieges in einer eigenen russisch geschriebenen Zeitung die Sache der Deutschen in Rußland zu führen und sie gegen alle Anwürfe, die jetzt massenhaft kamen, in Schutz zu nehmen.

Denken und Handeln der Deutschen in Rußland hatte Rechtsempfinden und Menschlichkeit auf Seiten der Regierung zur Voraussetzung. An wehrloses Erlegen war solange nicht zu denken, wie diese Annahme sich verwirklichte.

Doch es kam anders. In Polen brach mit dem Bekanntwerden der großrussischen Verprechungen und durch eine geheime Agitation geschürt, wütender, in gleicher Stärke noch nicht dagewesener Haß gegen die einheimischen Deutschen aus. Ihr Leben war überall dort wohlfeil, wo Angehör mit der Uebernahme des Besitzes ihrer Opfer rechnen konnten. So wurde das deutsche Ansehen von der grausamen, an den dreißigjährigen Krieg erinnernden Kriegführung der Russen zernahmt. Seeresleitung und Regierung häuften eine ungeheure Mißhandlung auf sich.

Und in Rußland hat die Regierung mit Billigung der Duma alte verbriefte Rechte der Kolonisten mit Füßen getreten und durch die Entziehung und Zwangsenteignung ihren Untertanen ein weltgeschichtliches Beispiel von Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit gegeben.

In Polen hat in vielen Gebieten das rasche Vordringen der deutschen Truppen der Ausführung der auf eine vollständige Vernichtung des deutschen Kolonientums abzielenden Absichten der russischen Armeeführung Einhalt gebieten können. Aber nicht immer war der rettende deutsche Mann in solcher Nähe, wie in jener Anstaltung, wo er den die Brandfackel schwingenden Kosaken einholte und mit den Worten: „Warte, ich werde dich lehren, das eigene Land zu vernichten!“ niederstieß. Wir bemitleiden die vielen weggeführten deutschen Stammesgenossen und bedauern die zerstörten deutschen Anwesen. Aber wir denken auch daran, daß die kämpfende deutsche Armee für Lodz und die industriereichen Nachbarorte zu rechter Zeit als Befreier erschien, bevor die im Zerstören so Groteskes leistenden Russen das ihnen nie lieb gewesene Lodz nach den frommen Wünschen der Warschauer dem Erdboden gleich machen konnten.

„Waren Sie schon in Wjatka?“

—I. Im vergangenen Jahr, als die Russen wiedergekommen waren, ließ die jüdische und deutschfeindliche Stimmung der Bevölkerung und des Militärs die Gefahr eines Progroms nicht ausgeschlossen erscheinen. Aus naheliegenden Gründen ist bisher wenig über die damaligen Vorkommnisse geschrieben worden, der Gegenwart und Zukunft ist es überlassen, Nachtragungen zu machen.

Es ist bekannt, daß Anfang November die Juden „freiwillig“ die Ueberwachung der Telefon- und Telegraphenleitungen übernahmen. Ein nahe Beteiligter erzählt darüber, sich für die Wahrheit verbürgend, folgendes: „Am 2. November nachts um 2 Uhr ließ der russische General Scheidemann angeordnete jüdische Bürger zu sich ins Grand Hotel, wo der Stadt Quartier hatte, rufen und hielt im Zimmer 106 eine denkwürdige Ansprache dem Sinne nach folgenden Inhalts:

„Meine Herren! Der Zweck meiner Aufforderung an Sie ist, Ihnen folgendes mitzuteilen: Es ist festgestellt worden, daß die deutsche und jüdische Bevölkerung in Verbindung mit der deutschen Heeresverwaltung steht, Telefonleitungen beschädigt hat und unterirdische Telefonleitungen unterhört. Es ist erwiesen, daß überall, wo Angehörige dieser beiden Nationalitäten wohnen, wir der Gefahr ausgesetzt sind, verraten zu werden. Alle bisherigen Niederlagen des russischen Heeres sind dem zuzuschreiben. Ich bin zu folgender Vorchrift gezwungen: 180 jüdische und 19 deutsche vermögende Familien werden verhaftet. In jedem Fall einer neuen Beschädigung werde ich weitere zehn Familien weggeschicken, Schuldige ohne Urteil erschießen lassen.“

Einer der jüdischen Herren unterließ es nicht, die Juden zu verteidigen, er nannte die erhobenen Beschuldigungen absurd. Der General verwies auf eine große Liste von Anzeigen, die „von der Bevölkerung gemacht“ worden seien und fragte den jüdischen Wortführer: „Sind Sie Jude?“ Als die Frage bejaht wurde, erfolgte die Antwort: „Dann glaube ich Ihnen nicht.“ Schließlich kam nach längerem Bitten und Unterhandlungen ein Kompromiß zustande. Der jüdischen Bevölkerung wurde die „freiwillige“ Ueberwachung aller Telefon- und Telegraphenleitungen zwischen Lodz-Koluschi, Lodz-Brzozyn, Lodz-Zgierz und Lodz-Prabianice übertragen. Zu dem Wächteramt waren 1500—2000 Personen nötig, die auf Kosten der jüdischen Gemeinde unterhalten werden mußten. Die Organisation dieser Ueberwachungsabteilung sollte innerhalb vier- undzwanzig Stunden erfolgt sein, andernfalls wollte der General darauf bestehen, die 160 Familien wegzuschicken.

Der gleiche jüdische Herr, der zugunsten der Juden gesprochen hatte, erhob weitere bescheidene Einwände. Da fragte ihn der General:

„Waren Sie schon einmal in Rußland?“ Der Herr antwortete, er wäre u. a. in Moskau und Petersburg gewesen. Darauf fragte der General scharf: „Waren Sie schon in Wjatka?“

In der Judenenschaft, die in jenen Tagen in ständiger Pogromfurcht lebte, herrschte die größte Aufregung. Noch in der gleichen Nacht wurde ein anderer jüdischer Herr gebeten, die Leitung des Ueberwachungsdienstes zu übernehmen. Auch er hielt es für unmöglich, in diesem kurzen Zeitraum die erforderliche Anzahl von Freiwilligen zusammenzubringen. Studenten, Techniker, Juristen, hilfsbereite und intelligente Juden, die ein schlimmeres Unglück verhüten wollten, stellten sich schnell und zahlreich zur Verfügung; bereits um vier Uhr am nächsten Tage gingen die ersten drei Abteilungen in der Richtung nach Koluschi ab. Nicht genug aber damit, daß die Juden die Bewachungskolonnen bildeten, ließ der General öffentlich große Plakate anschlageln, auf denen zu lesen war, daß jeder Jude, der bei der Beschädigung von Telefonleitungen ertappt werde, erschossen wird.

Die Wächter waren allerlei Mißhandlungen ausgesetzt. Sie wurden von der russischfreundlichen Bevölkerung verhöhnt, von russischen Soldaten gepufft, von Bahnarbeitern mit Steinen beworfen. Trotz der Demütigungen hielten sie aus. Das Bewußtsein, ein Rettungswerk zu tun, hielt sie aufrecht. So vergingen die Tage. Die Bewachung mußte noch aufrecht erhalten werden, als bereits viele Leitungen vom russischen Militär zerstört waren und die Russen

selber nicht wußten, was noch bewacht werden sollte. Die Gegend wurde zum Kampfplatz. Geschosse schlugen ein. Die Zivilbevölkerung war geflüchtet oder hielt sich versteckt. Pferdeabwurf und Menschenleiden lagen auf den Straßen. Um diese Zeit wurde von dem Bürger, der die Ueberwachung leitete, dem General die Bitte um Aufhebung des Ueberwachungsdienstes unterbreitet. Der General war unerbitterlich. „Es ist meine Bestimmung, sie bleibt.“ Auf den Hinweis, daß die Bewachung nahezu unmöglich sei, daß wieder ein Zug von vierzehn Zuben verloren gegangen sei (sie waren in deutsche Gefangenschaft geraten und später in Brzeziny aufgefunden worden), erwiderte der General: „Mir gehen auch Leute verloren. Wir sind alle dem Gleichen ausgesetzt.“ Er verlangte von dem Leiter des Ueberwachungsdienstes, daß er täglich die Linien kontrolliere. — Am 25. November fuhr der Ueberwachungsleiter mit einem russischen Unteroffizier über Widzew. Der Unteroffizier sagte: „Herr, sehen Sie, wie die Geschosse fliegen, wie Mädenschwärme. Wenn wir weiter gehen, ist es unser sicherer Tod. Wenn der General verriecht geworden ist, so brauchen wir es nicht zu sein.“

Von den Wächtern wurden viele krank. Einige starben an den Folgen von Erkältungen: an Typhus, an Schwindel. Einige wurden von Kugeln getroffen. Der Ueberwachungsdienst durfte nicht eingestellt werden, auch dann nicht als es gar nichts mehr zu überwachen gab. Der Leiter des Ueberwachungsdienstes wurde meist in der Nacht zu dem General gerufen. Er ist vierzehn Tage lang fast nicht aus den Kleidern gekommen. —

Eine Weigerung, den schändlichen Befehlen nachzukommen, hätte von unabsehbarer Tragweite für die Juden sein können. Daß ein Jude oder Deutscher im Ernst daran gedacht hätte, Telefonleitungen zu zerstören, ist natürlich Unsinn. Möglich aber ist, daß wohlwollende Mitbürger solche grundlose Beschuldigungen erhoben haben.

„Kogi“

Kogi, der anmutige hügelige Hügelort am Englewnitzer Walde, nordöstlich von Lodz, an den Quellen der Wura, war vor dem Kriege nur den Einwohnern von Lodz bekannt, heute ist auch er zu einer historischen Stätte geworden. Da Lodz neunzehn Tage den Belagerten Widerstand geleistet hat, erhielt es von besonders gut unterrichteten polenfreundlichen Geschichtsschreibern (Siehe letzte Nummer der „D. Post“) die Bezeichnung „Festung an der Wura“. Kogi käme ein gleicher Ruhm zu. Kogi war ein Bollwerk des deutschen Angriffs, liegt zwar heute in Schutz und Trümmern, aber es ergab sich nicht. Die Willen, Bauernhäuser und der Saum des Englewnitzer Waldes boten der deutschen Besatzung Schutz gegen die von Lodz aus stürmenden Russen. Die Felder zwischen dem jüdischen Friedhof, dem dabei auch übel mitgespielt wurde, und Kogi waren kreuz und quer von zahlreichen Schützengraben durchzogen. In denselben arbeiteten sich die Russen nahe an die deutschen Stellungen heran und unternahm ihre Bajonettangriffe. Nach dem Abzuge der Russen fand man furchtbar zerstörte Leichen vereinzelt und gruppenweise auf den Feldern verstreut. Die Dörfler wurden, von den Ereignissen überrascht, teils von den Russen, teils von den Deutschen eingeschlossen, an ein Entkommen war nicht zu denken; ihre Behausungen, mit Ausnahme von zweien, gingen in Flammen auf. Die Einwohner in Zahl von etwa 70 Personen verbargen sich in den Kellern der Willen; über sie hinweg wogte der furchtbare Kampf; die Mauern der Gebäude stürzten über ihren Häuptern zusammen. Werkwürdigere Weise ist von ihnen keiner ums Leben gekommen. Aus dem Höllenkampf, der hier Tag und Nacht wütete, ragt eine heldenmütige Gestalt durch ihr Beispiel leuchtend hervor: es ist die etwa siebzehnjährige Frau Drows. Selbst schon gebrechlich, blieb sie in dem Kellerraum einer Villa zurück, um neun Verwundete, die sich dorthin geflüchtet hatten, zu pflegen; sie blieb auch dann, als das junge Volk geflohen war, in der Ruine, wo ihr und ihren Pflegekräften jeden Augenblick der Tod drohte. Verbandzeug fehlte; an Lebensmitteln gab es nur noch Kartoffeln, aber Frau Drows schaffte Rat; aus ihrer Wäsche machte sie Verbandzeug, pflegte die Kranken und ernährte alle mit gekochten Kartoffeln die ganzen drei Wochen lang. Zum Skelett abgemagert, wurde sie endlich samt ihren Pflegekräften aus ihrem Gefängnis befreit. Die Selbstaufopferung dieser Greisin verdient Anerkennung. Da diese Wohltäterin und ihre Angehörigen sehr arm sind, wäre es wohl angebracht, wenn

man ihr zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest etwa durch eine Spende, die in der Redaktion der „Deutschen Post“ niedergelegt werden kann, eine Freude bereiten würde. Heinrich Zirkler.

Die Ereignisse vor einem Jahr und die Lodzer Deutschen.

Wie sah es um uns vor einem Jahre aus? Kanonendonner Tag und Nacht, Knattern der Maschinengewehre. Um nächtlichen Himmel mächtige Feuerscheine im Westen, Norden und Osten.

Auf den schmuckigen, verwahrlosten Straßen der Stadt schlichen unzählige verwundete Russen, notdürftig verbunden, müde und teilnahmslos dahin; Kälte und Hunger verursachen ihnen mehr Pein als die Wunden. Tränenden Auges danken sie für jeden ihnen dargebotenen Bissen, für jeden warmen Trunk.

Wohl dem, der anderen Speises abgeben kann! Die meisten Einwohner der Stadt haben seit Wochen kein Brot im Hause; den Bäckerien ist es bei hoher Strafe verboten, an Zivilpersonen Backwaren abzugeben. Auch andere Nahrungsmittel sind kaum zu haben. Man muß sich mit seinen letzten Borräten zu behelfen wissen. In verschiedenen Häusern der Stadt haben Artilleriegeschosse Verheerungen angerichtet. Auch Menschenleben sind zu beklagen. Auf allen Gesichtern ist die bange Frage zu lesen: wird es zum Neuesten kommen; werden wir Straßenkämpfe erleben müssen?

Und wie sah es in unserem Inneren aus? Alles Deutsche wurde geschmäht. Das deutsche Volk erschien mit allen Untugenden der Menschheit behaftet, während seine Gegner als wahre Engel geschildert wurden. — Und jedem Lodzer Deutschen war bekannt, daß der Haß der Russen und der Russenfreunde auch ihm galt, daß Rußland den Kampf nicht allein gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das gesamte Deutschland aufgenommen hatte. Täglich hörten wir von neuen Ungerechtigkeiten, die an unseren deutschen Mitbürgern begangen wurden. Der öffentliche Gebrauch unserer Muttersprache war beinahe mit Lebensgefahr verbunden.

Wohl waren wir verbittert, aber dennoch, als Not am Mann war, da halfen wir, wo wir helfen konnten. Was wäre wohl damals aus den russischen Verwundeten geworden, wenn nicht auch die deutsche Gesellschaft so tatkräftig eingegriffen hätte?

Und was bewog uns zu diesem Verhalten? Ich spreche allerdings nur von den Deutschen, die das Herz noch auf dem rechten Fleck haben und nicht bei allem, was sie tun, ihren Nutzen im Auge halten.

Mitleid war es, namenloses Mitleid mit den bejammernswerten, gehetzten, gequälten, zerschlagenen Menschen, die da kämpften und nicht wußten wofür, die da litten, ohne zu wissen, warum. Wir bemitleideten sie, aber den Erfolg, den Sieg wünschten wir ihnen nicht, konnten wir ihnen nicht wünschen, denn kämpften sie doch gegen die, mit denen uns Bande des Blutes, des Glaubens verbinden. Es wäre Selbstenttäuherung, mehr, es wäre schändlicher Verrat an uns selber gewesen, hätten wir ihnen den Sieg gewünscht, die es auf die Vernichtung unseres Volkstums abgesehen haben und damals und später Beweise dafür ablegten, daß ihr Haß erbarmungslos ist. . . .

Die Zeiten haben sich geändert! Ein Jahr leben wir nun unter deutschem Schutze. Damals, als die deutschen Truppen in Lodz einzogen, lebten wir körperlich auf. Jetzt aber leben wir auch geistig, was uns selbst vor dem Kriege nur in bescheidenstem Maße vergönnt gewesen war. Wohl wird mancher auf die materielle Not hinweisen, unter der fast alle zu leiden haben. Der Krieg ist schuld an diesen Beschwerden, unter denen auch die Bevölkerung der anderen kriegführenden Staaten leidet. Im allgemeinen aber müssen wir, wollen wir aufrichtig sein, eingestehen, daß für uns und unsere Stadt die Möglichkeit einer freieren Entwicklung gegeben ist.

Wie aber haben wir uns verändert? Sind wir bessere Deutsche, edlere Menschen geworden?

Leider kann man diese Frage nur bedingt bejahen!

Viele, die damals, in den Zeiten der Not und nationalen Gefahr gelobt haben, sich in Zukunft mit dem Notwendigsten zu begnügen und mit allen Kräften für ihr durch die Tapferkeit der deutschen Truppen aus schwerer Bedrängnis errettetes Volkstum einzutreten, haben ihr Gelübnis vergessen, sie haben jetzt mit dem Gesicht und regen sich über die wichtigsten Dinge auf, wenn etwas

nicht nach ihrem Wunsche geht. Die Segnungen des deutschen Regiments dagegen nehmen sie als etwas ganz selbstverständliches hin und fühlen sich zu keinerlei Dank verpflichtet.

Anderer haben die Zeiten während der Russenzeit aus ihrem Gedächtnis getilgt. Ja, sie gehen noch weiter, sie wollen nichts mehr von russischen Lügenberichten wissen, sie wissen nicht mehr, daß man am Tage des heiligen Einzuges der Deutschen in Lodz von der völligen Vernichtung der Hindenburg-Armee lesen konnte. Nein, das alles haben sie vergessen. Heute studieren sie nur die Berichte der Feinde Deutschlands, um der „Wahrheit“ näher zu kommen; volle Wahrheit bringen, ihrer Ansicht nach, aber selbst diese feindlichen Berichte nicht, da sie von der deutschen Zensur abgeschwächt und teilweise gefälscht sein sollen.

Aber zur Ehre unserer Mitbürger sei's gesagt: die Zahl der aufrechten, begeisterungsfähigen Deutschen mehrte sich von Tag zu Tag. Das zeigen die Mitbürgergottesdienste, das sieht man an dem Besuch der Deutschen Abende. Die Gemeinde der Deutschliebenden, Deutschdenkenden, wächst, und wir wollen im Interesse des Aufstiegs in Lodz hoffen, daß sie dereinst alle Lodzer deutscher Abstammung in sich vereint sehen wird. Gustav Helsen.

Erinnerungen friedlicher Leute.

Nachstehende Schilderungen einer deutschen Dame, die während der vorüberigen Schreckenzeit, als die deutschen Truppen ihren eiligen Rückzug von Warschau vollzogen und Verwundete zurückgelassen hatten, als freiwillige Krankenpflegerin in einem Stillschlazarett in einer unserer Nachbarräume Dienst tat, dürften in weitesten Kreisen Interesse erwecken.

Es war im November 1914, als die Russen wieder Fuß gefaßt hatten, die Deutschen aber von allen Seiten langsam heranrückten. Der Kanonendonner war ununterbrochen vernnehmbar. Täglich wurden Verwundete in die Stadt gebracht; die Hospitäler waren überfüllt. Jedes größere Lokal wurde als Lazarett eingerichtet, die Unternehmer stellten Fabrikräume zur Verfügung. Vereine bildeten sich zur Pflege der Verwundeten. Von einer evangelischen Dame wurde ich aufgefordert, einem Pflegerinnenverein beizutreten. Als wir zusammenkamen, um Papiere, Abzeichen und Auskünfte entgegenzunehmen, sah ich mich einer fast ganz polnischen Gesellschaft gegenüber, ich war erst unglücklich, als gute Deutsche da hineingeraten zu sein, später war ich sehr zufrieden und dankte Gott dafür.

Nach der Vorstellung, es waren ungefähr 20 bis 24 Personen, darunter wohl die Hälfte Damen, anwesend, wurde über das Thema „Krieg“ gesprochen. Gleich bei dieser Unterhaltung kehrten mehrere Personen ihren Deutschenhaß hervor. Zwei Damen erzählten umständlich von den schrecklichen Greueln, die in Belgien und Frankreich von den Deutschen verübt worden seien, was die hiesigen Zeitungen darüber berichtet hätten, wäre gar nichts gegen die furchtbare Wirklichkeit. Ich konnte nicht schweigen. Durch die früher bei uns einquartierten Deutschen und durch das Lesen deutscher Zeitungen wußte ich besser Bescheid und sagte, man dürfe nicht alles glauben, was die russischen Meldungen besagen, aus glaubwürdiger Quelle hätte ich gehört, wie gut gerade dort sich die deutschen Soldaten benommen haben, wie sie ihr Brot mit den armen Einwohnern teilten, ihre warme Suppe den hungernden Frauen und Kindern reichten. Meine Neußerungen fanden lebhaften Widerspruch: Es wäre nicht nötig, so weit zu gehen. Kalisch sei in der Nähe, dort wäre genug Schlimmes verübt worden! und gleich wurden mehrere Greuelstatten erzählt, auf die ich nicht näher eingehen will, sind sie doch zur Genüge widerlegt worden. Ich sagte: Die größte Schuld an dem Unglück der Stadt hätten die Verbrecher, die aus den Gefängnissen entlassen wurden und sich zu Ausschreitungen hinreißten ließen, — da wurde ich mit mißtrauischen Blicken betrachtet. In den Mienen las ich deutlich: Eine Deutsche — wie ist die in unsern Kreis gekommen? Die Dame des Hauses gab der Unterhaltung eine andere Wendung, sie hob hervor, wie gut wir es unter dem Regiment des russischen Kaisers hatten und daß unsere ganze Sympathie natürlich Rußland gehören müsse.

Ich war froh, als wir endlich an die Arbeit gehen konnten. Verbandzeug wurde vorbereitet. Am nächsten Morgen wurde uns ein Platz angewiesen. Zum erstenmal sah ich aus der Nähe die Folgen des blutigen Krieges. Unmöglich ist es, die Empfindungen auszudrücken, die mich damals befehrlichten. Mein Herz blüete, wenn ich zurückdenke. — Ich muß gestehen, daß ich mit dem besten Vorsatz

haben herausgefunden, daß insgesamt 125 Gefangene auf ihren Abtransport warten. In der Stadt nannte man Zahlen, die zwischen einigen Hundert und einigen Tausend schwankten.

Die aus Pabianice kommende Elektrische wird von Zivilfahrern und den vielen Heeresangehörigen im Sturm genommen. In meinem Abteil sitzen acht blau-paspelerte Telegraphenbeamte im Offiziersrang. Sie sind Polen, intelligent und sprachkundig. Sie machen sich ganz ungeniert über die russische Armeeführung lustig, die so fest übergezogen war, diesmal auf geradem Wege nach Berlin zu marschieren, und die nun, eingekreist und willenlos, in Lodz sitzt und die Abfahrt nach Pabianice überzubedenkt. Die Etappen, die für den Einmarsch in Deutschland festgelegt seien: Kalisch, Posen, Berlin würden ganz sicher eingehalten werden, nur mit dem Unterschied, daß der Einzug mit einem deutschen Kavalierrfolge. Sie scherzen weiter und werfen die Frage auf, in wieweit Trolen sie das unangenehme Organ des Berliner Schutzmannes mit seinem „Wetter!“ hören würden und wann sie das ihnen von Besuchern in Friedenszeit bekannte Berlin, die Stadt des Sports der „patentierten“ Ausdrücke „kolossal“ und „pyramidal“, wieder zu Gesicht befämen. Und weitere, im ironischen Sinne wiedergegebene deutsche Sprachbrocken und ihre achte Betonung lassen erkennen, daß die Herren aufmerksam Beobachter der schwachen Seiten der reichsdeutschen Kultur gewesen sind.

Der Abzug der Infanterie und Reiterei aus Lodz dauert auch den Nachmittag über an.

20. November. Hier verwundete, aus Kozow kommende Soldaten, die heute früh an der Haltestelle Woskowa in die Elektrische steigen, äußern sich auf Befragen, daß die russische Armee umringt sei; es gäbe kein Entkommen mehr. — An der nächsten Haltestelle kam ein Offizier hinzu, der das Gegenteil behauptet: die Deutschen seien durch herangekommene russische Verstärkungen umzingelt und wüßten keinen Ausweg mehr. Er sucht uns die Ueberzeugung beizubringen, daß das Geschützfeuer heute schon entfernter sei. — In der Stadt war davon nichts zu merken. Die Zensurbeamten in meinem Kontor kicherten fast noch heftiger als gestern und jeder Kanonenschlag hatte in den Straßen einen mächtigen Nachhall. Verwundete auf Autos und Feuerwehrragen werden von den Verbandplätzen in die Stadt gebracht. Die Schlacht bei Lodz scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben.

Mein heutiger Gang galt den nördlichen Vororten, die am stärksten unter der Kriegsnote leiden. Schon auf der Zachodnia, nach mehr aber auf der Automitser und der Pziger Straße kommen mir Tausende von Flüchtlingen entgegen, die mit Packen auf dem Rücken oder auf Karren, Kinderwagen, Droßkarn mit Pferd und

Vor einem Jahre in Lodz.

Aus einem Kriegstagebuch.

(Fortsetzung.)

19. November. Trainabteilungen ziehen hin und her. Zwischen Koscice und Lodz sind alle freien Plätze besetzt. Auf dem Geperischen Ring finde ich am Morgen viel Bagage, Fußsoldaten und Reiter. Versprengte, die sich nach dem Verbleib ihrer Truppenkörper erkundigen. Ladeninhaber und Borübergehende werden um Brot angebetelt. Die Soldaten klagen über schlechte Verpflegung. Im Norden werden die Russen immer mehr an die Stadt gepreßt. Deshalb wird der Troß nach den südlichen Ausläufern der Stadt abgehoben.

In den Straßen der inneren Stadt rollt der Kanonendonner. Die Scheiben klirren ein zwei- bis dreifaches Echo. Ströme Ausgesiedelter aus den Vororten Paluty und Kabogoschisch ergießen sich in das Stadttinnere. Die verängstigten Erwachsenen, die ihre wertvollste Habe auf dem Rücken oder in kleinen Wägelchen mit sich führen, und die weinenden Kinder bieten einen herzerweichenden Anblick.

Es läßt sich kein klares Bild über die Lage gewinnen. Die Polizisten, die gestern Abend nach Widzew ausrückten, um bei einem nötigwerdenden Rückzug die Vorhut zu bilden, sind heute früh wieder in die Stadt zurückgekehrt. Man berichtet, daß sie davon sprachen, die Deutschen seien zurückgeworfen. Andere geben Neußerungen von Polizeioffizieren wieder, die ihren Bekannten die fast trostlose Lage der russischen Armee, die nahezu eingeschlossen sei, offenbarten. Die letztere Ansicht wird auch von anderen Seiten vertreten. Ein Lazarettzug, der gestern nach Warschau abgehen sollte, mußte zurückbleiben, weil der Weg nach Warschau versperrt ist. Die Deutschen sollen den rechten Flügel der Russen umgangen haben. — Es fällt auf, daß der größte Teil der Verwundeten Verletzungen an der linken Hand hat. Die Annahme, daß sie von feindlichen Geschossen herrühren, begegnet Zweifel. Ein Kriegsfreiwilliger hat sich auf der Bahn recht bitter über den Mangel an Vaterlandsiebe bei den Soldaten, die sich Selbstverwundungen beibrachten, geäußert.

Die Petrikauer Straße ist gesperrt. — Ueberall, wo Leute zusammenkommen, wird das neueste Ereignis besprochen. Auf der Przendalniana Straße ist ein Haus angeblich von einem Flugzeug, nach Behauptungen anderer sogar von einem Zeppelin beschossen, mit Bomben beworfen worden. Die heftigsten Neußerungen über die deutsche Kriegsführung, die die Wohnungen friedlicher armer Leute nicht verschone, veranlassen mich, mir einen unmittelbaren Eindruck von der Wirklichkeit zu holen. Die Beschädigung des Hauses läßt darauf schließen, daß es durch ein vielleicht verirrtes Artillerie-

geschöß zu Schaden kam. Die Granate traf die obere Frontwand eines vierstöckigen Hauses und ging flachschräg durch den Bodensraum; sie riß in der inneren Wand und gleichzeitig im Fußboden eine weite Oeffnung, so daß die darunter befindliche Wohnung einer Reservistenfrau bloßgelegt wurde. Im Hause und nebenan zersprungene Scheiben und Mauertrümmer. Weinende und über die Preußen schimpfende Frauen. Der Saum des gegenüberliegenden Platzes ist von den Sprengstücken vielfach durchlöchert. Ein vorübergehender Knabe wurde von der abspringenden Dachrinne getroffen. Er wird eben, blaß und einbandagiert, vorübergeführt. Einige Hausbewohner tragen leichtere Verletzungen davon.

Ich will noch nach Widzew hinaus, um mich zu überzeugen, wieviel Wahres an dem in der Stadt Mitgeteilten ist. Die Elektrische fährt nur bis zum Monopolsgebäude. Auf der Straße wiederholt sich das bekannte Bild: Männer und weinende Frauen mit Gepäck auf dem Rücken. Sie wollen in das Stadttinnere, weil einzelne Granaten auch schon in Widzew Verheerungen angerichtet haben. Auf Lastautos werden Verwundete in die Stadt gebracht. Außer über den freien Platz, den der gefällte Wald geschaffen hat, an der Cholerabarade vorbei und über den Eisenbahndamm, führt mich mein Weg in die erhalten gebliebene kleine Schöpfung. Am äußersten Waldzipfel genosse ich einen weiten Fernblick. Aus der Gegend Stoki und Mieszkow droht der Geschützdonner am heftigsten. Der einsame, im frischgefallenen Schnee daliegende Wald, das Artillerieduell und das von links her herüberrollende, ansehend nahe Maschinengewehrfeld vereinigen sich zu einem besonderen, meine Gedanken ganz hinnehmendem Stimmungsbild. Am Rande des Waldes führt ein Fußweg, den wir in sommerlicher Friedenszeit oft beschritten haben. Ich kloppe ihn ein, um mich wieder den nördlichen Ausläufern der Stadt zu nähern. In Sinnen verloren, komme ich an den Waldausgang. Nahe Menschenstimmen lassen mich aufblicken, da sehe ich mich einer Anzahl Gewehrläufe gegenüber. Fußtruppen haben hier an der Waldhöschung eine Reservestellung bezogen. Am Einschnitt des Weges steht ein Feldwebel. Er erlaubt mir auf meinen Anruf anstandslos durchzugehen. Zwei polnische Arbeiter, die ich unweit davon begegne, sagen mir, daß die linksseitigen Stadtausgänge abgesperrt seien. Ich muß meinen Erkundungsgang abschließen.

Fußtruppen und Kavallerie stehen durch die Straßen; diesmal dem südlichen Ende zu. Rückzug oder Umgruppierung, um eine neue Kampffront zu halten? Am Geperischen Ring stehen deutsche und österreichische Kriegsgefangene inmitten der Bewachungsmannschaften. Die Russen und ihre Gefangenen laden sich an Tee und Brot. Ungeheure Menschenmassen sind Zuschauer. Kleine Zähler

ging, ohne Unterschied jedem Liebes zu erweisen, aber wenn ich Deutsche antreffen sollte, mich besonders ihrer Pflege zu widmen, weil ihr Los, das der verwundeten Gefangenen in Feindesland, ein unergleichlich schwereres ist, wie das der verwundeten russischen Kämpfer, die auch ohne mich gut gepflegt werden würden.

Es war ein großer Zirkus, der in denkbar primitivster Weise als Feldlazarett eingerichtet war, in dem ich Dienst tat. Zwei lange Tische dienten zu Verbandszwecken. Auf Strohlagen die armen Verwundeten, ungefähr 50 Russen und 74 Deutsche. Ich ging durch die Reihen der letzteren, es waren ältere Wehrmänner, aber auch sehr junge Freiwillige. — Ich sprach mit einigen, suchte mehrere Schwerverletzte aus, die besonderer Pflege bedürftig. Den bangen Blick, mit dem sie mich ansahen, werde ich nicht vergessen, er schien zu fragen: „Wie wird es uns ergehen?“ Sie freuten sich, als ich deutsch sprach. Ich sagte ihnen, daß ich eine Deutsche, wenn auch russische Unterthanin sei. Wenn ich etwas für sie tun könne, ich sei gern bereit zu helfen, so weit es in meiner Kraft stehe. Sie waren sehr froh und für die kleinste Gabe dankbar.

Das Sanitätswesen im russischen Heere ließ viel zu wünschen übrig. Die Sanitäre waren meist ziemlich unfreundlich. Ärzte waren zu wenig und auch die wenigen blieben nur kurze Zeit. Die Verwundeten wurden flüchtig behandelt. Ich glaube, mancher Kranke wäre gerettet worden, wenn ihm bessere ärztliche Hilfe gekommen wäre. — Schwere Operationen konnten nicht vorgenommen werden, aber bis der Befehl gegeben wurde, die Kranken in ein anderes Lazarett zu bringen, war es in den meisten Fällen zu spät. Für manchen Kranken wäre ein narotisches Mittel eine Wohlthat gewesen. Auf unsere dahingehenden Bitten gabs nur Abschlüssen. Schwer gewöhnte man sich daran, das heiß aufquellende hilflose Mitleid zu unterdrücken. Ich sehe noch das böse Aufblitzen in den Augen des Arztes, als er hörte, daß ich um Pulver für die deutschen Kranken bat. Die ärztlichen Ausflüchte: „Ich verblutet sich nach innen“, „es ist auch so zu spät“, „einem weniger Verletzten kanns mehr nützen“, waren sehr häufig. Ich konnte in dieser Hinsicht manches erzählen.

Große Anforderungen wurden an die gestellte, die sanitäre Vorbildung hatten. Einige leisteten viel und versäumten auch den deutschen Verwundeten gegenüber ihre Pflicht nicht. Eine Dame, die früher drei Jahre in Deutschland als Krankenschwester tätig war, hat, was ich besonders hervorheben möchte, sehr viel Gutes getan. Unermüdet verband sie die schlimmsten Wunden. Mit anderen Pflegerinnen suchten uns nützlich zu machen so gut es ging. Den Deutschen gegenüber wurde uns große Zurückhaltung anempfohlen. In den ersten Tagen war die Pflege besonders schwer. Wurde einem schwerverletzten Deutschen eine Erfrischung gereicht, so wurde uns bedeutet, man dürfe sich nicht von Gefühlen leiten lassen. „Ausnahmen“ seien nicht zulässig, wir sollten nicht vergessen, daß die Deutschen unsere Feinde sind. Als ob die armen Verwundeten, die so glücklich waren, unter Deutschsprechende gekommen zu sein, als Feinde betrachtet werden könnten! — Manches Liebeswerk mußte anfangs heimlich getan werden.

Manchmal wurden Äußerungen über den Charakter der deutschen Soldaten laut, sie liebten nur gut zu essen, weich zu liegen, könnten aber nichts aushalten, es seien mit einem Wort verweichlichte Naturen. Die Russen dagegen seien mit allem zufrieden. Unsere russischen Verwundeten waren größtenteils „Sibiriaten“. Aber auch unter ihnen gab es welche, die unter den traurigen Lazarettverhältnissen litten, die auch Besseres zu schätzen wußten. Nur einen Fall möchte ich erwähnen. Drei Russen lagen zusammen. Die Ärmsten hungerten und hatten um Brot. Sie waren nur leicht verletzt, wurden aber mit jedem Tag schwächer. Der Eine klagte, er habe 7 Kinder, die den Vater nötig hätten, wenn es so weiter gehe, müsse er zuletzt noch sterben. Er schaute sich nach allen Seiten um und erzählte dann, sie wären drei Tage in deutscher Gefangenschaft gewesen und bedauerten sehr, nicht dort geblieben zu sein. Ich bat ihn, mir etwas darüber zu erzählen. Es war nicht weit von hier entfernt, den Ort könne er nicht genau angeben, da wären sie verwundet worden und in deutsche Gefangenschaft geraten. Anfangs hätten sie sich gefürchtet, sie hätten immer nur Schlimmes von den Deutschen gehört, aber bald hätten sie es anders erfahren. Sie wären gut gebettet, ihre Wunden seien verbunden worden, fünfmal täglich hätten sie zu essen und zu trinken bekommen. Die deutschen Sanitäre seien freundlich und mitleidig gewesen. Unter den russischen Sanitären gebe es aber viele, die nur für ihren Magen sorgen.

Dann seien die Russen schnell zurückgekommen, die Deutschen hätten in der Eile des Rückzugs nur ihre Verwundeten mitnehmen können. Ich fragte ihn, ob alles, was er da erzählte, wahr sei, da bestätigten es die beiden anderen.

Durch die Erzählung der Soldaten wurde ich aufs Neue in meinem Voratz bekräftigt, nach Möglichkeit auch für die Deutschen zu sorgen, damit sie einst auch Gutes von den Feinden erzählen könnten.

Auch hier wurden nicht alle Deutschen als Feinde betrachtet. Zwei Posenier und ein Essäfer hatten die freundlichste Aufnahme. Man nannte sie Brüder, jeder bemühte sich, ihnen Liebes zu erweisen. Die Hoffnungen, die hierzulande genährt werden, sind genügend bekannt! Zum großen polnischen Reich gehört ja auch Posen. Und die Essäfer sind nach heiligen Begriffen — Franzosen.

Gute Menschen gaben uns für unsere Verwundeten konservierte Früchte, Säfte, kräftige Suppen und Wespel, so daß wir für unsere Kranken immer etwas hatten. Mehreren von ihnen war schon auf dem Schlachtfelde alles abgenommen worden, ihnen konnte ich auch etwas Geld geben, das ein mir befreundeter Herr gespendet hatte. Wie oft drückten die Verwundeten uns ihre Dankbarkeit aus und doch war es so wenig, was wir für sie tun konnten, ich glaube, ein freundliches Wort war ihnen schon genug.

Mit der Verpflegung im allgemeinen sah es ziemlich traurig aus. Die Belagerung war natürlich viel schuld daran. Bekam man doch selbst nicht das Nötigste. Morgens und abends gabs Tee, selten ein Stückchen Brot. Wurde das Mittagessen gebracht, dann erhielt mancher Russe zwei Portionen, so daß die Deutschen oft leer ausgingen. Dagegen wurde Einspruch erhoben, es wurde dann auch mehr Ordnung eingeführt. Verschiedene Male brachten Bürgerfrauen Kaffee, Brot, Suppe, ja sogar Wurst, dann bekamen alle der Reihe nach; das war immer ein Festtag.

So ging, während draußen heftige Kämpfe ausgefochten wurden, jeder seinen Pflichten nach. Zeitungen gabs nicht mehr regelmäßig, so wurden die herumgesprungen widersinnigsten Gerüchte geglaubt. Jeder war fest überzeugt, daß die Russen siegen, jeder war bemüht als guter russischer Patriot zu gelten.

Durch das heim einquartierte Soldaten hörte man, was draußen vorging, lernte auch manche naive Ansicht kennen. Viel Anzügliches hörte ich über den Deutschen Kaiser. Die bevorstehende Niederwerfung der deutschen Heere wurde als sicher vorausgesehen.

Einen unserer im Lazarett liegenden Verwundeten, einen 48 Jahre alten Freiwilligen, fragte ich, ob in Deutschland auch manche ihren Kaiser als Urheber des Krieges beschuldigten. „Unser Kaiser“, sagte er ganz begeistert, „beschuldigt niemand.“ Er erzählte manches, was mich interessierte. Sein Wunsch war, gesund zu werden, aus der Gefangenschaft heraus zu kommen, um weiter für Kaiser und Vaterland kämpfen zu dürfen. — Ich dachte: Ihr Glücklichen, ihr habt eine Heimat, wir nicht. Weder bei den Russen, noch den Polen. Wir sind nur die gebudeten Deutschen. — Zu meinem größten Bedauern wurde er in ein anderes Lazarett übergeführt. Ich erhielt die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Er setzte sich in unser Lazarett zurück, er höre nun kein deutsches Wort. Als ich ihn später wieder besuchte, klagte er über große Schmerzen, meinte aber, er könne viel aushalten. Ich ahnte nicht, daß er noch in der gleichen Nacht sterben würde. Es schien mir fast unmöglich, als ich hörte.

Ein junger Mensch, erst 17 Jahre alt, war schwer verwundet und mußte viel leiden. Oft hatte er Tränen in den Augen. Manche fragten ihn, ob er noch einmal freiwillig in den Krieg gehen würde, er sagte: „Gewiß würde ich gehen, wenn ich nur in einem deutschen Lazarett, unter deutschen Ärzten krank liegen könnte!“ Die leichtverletzten Russen, die herumgingen, konnten sich nicht genug wundern, daß solche Kinder in den Krieg gehen dürften, sie meinten: Mit den Deutschen stehts schon schlecht, die haben gewiß kein Militär mehr. „Und die wollen siegen!“ Auch unser junger Kranke wurde in das andere Lazarett gebracht. Seine Mutter hatte ihn, wie er uns erzählte, nicht ziehen lassen wollen, — ahnte sie, daß er nicht mehr heimkehren würde? Schon nach einigen Tagen starb er.

Noch ein trauriger Fall, der mit sehr nahe ging. Ein 27jähriger Mann, das einzige Kind seiner Eltern. Er hatte eine Braut. Lungenschwund und Lumbrosch waren seine Verletzungen. Traurig sah er mich an, als ich fragte, ob ich etwas für ihn tun könne. Er fühlte sich sehr schwach. Der Grund der großen Schwäche war, daß er in einer polnischen Bauernhütte drei Tage lang lag und nichts zu essen bekam. Kaum ein Trunk Wasser wurde ihm auf seine Bitten

gereicht. Alles: Geld, Uhr, Wäsche hatte man ihm genommen, sogar sein Hemd hatte man ihm ausgezogen. Er wand sich vor Schmerzen, wenn der Unfall kam. Unendlich schnte er sich nach seinen Lieben. Wie gerne hätte ich ihm wenigstens ein Kissen gebracht, aber das durfte ich nicht, so legte ich wenigstens meinen Muff unter, damit ihm das Liegen etwas erträglicher wurde. Glücklich war er, wenn ich um ihn war. Vier Tage litt der Vermisste; so oft ich konnte verweilte ich bei ihm. Wenn ich nach Hause mußte, bat er, nur nicht lange zu bleiben. Ueberglücklich war er, als ich versprach, die Nacht über bei ihm zu bleiben. — Es war die letzte. Er klagte über Unwohlsein; ich gab ihm zu trinken, sprach mit ihm, und sah wie sein Auge brach. Rasch trat der Tod ein, kaum einige Minuten dauerte der Kampf. Unter meinen Händen schlief er ein. Die Tränen strömten mir aus den Augen. Es war zu traurig. Ich gedachte der nichtsahnenden Eltern und der Braut in der Ferne. — Der Heimgegangene ahnte, daß er die Seinen nicht mehr wiedersehen würde, ich konnte ihn nach oben zu Gott weisen, wo er seine Lieben erwarten dürfe. Er war sehr gefaßt und sagte: „Wie Gott will.“ — Er hat seine Ruhestätte auf unserem Friedhof gefunden.

Es lagen auch vier Verwundete, denen ein Bein amputiert werden sollte. Nur einer genas, weil die Amputation sein rechten Zeit vollzogen wurde, die anderen drei starben. Oft baten sie, das Bein in eine bessere Lage zu bringen. Man mußte die Zähne zusammenbeißen, um dies tun zu können. Die Füße gingen schon in Verwesung über. In zwei Fällen trat schnell Blutvergiftung ein und beschleunigte das Ende. — Einer war Gatte und Vater. Er klagte: „Mir wüßts auch so ergehen, wie den beiden, wenn nicht bald Hilfe kommt. Ich könnte auch als Krüppel meine Kinder ernähren.“ — Als er endlich auf unsere Bitten in das andere Hospital übergeführt wurde, war es zu spät. Auch ihm wurde hier sein Grab gegraben.

Ein neunzehnjähriger Freiwilliger hatte innere Verletzungen. Er siebte stark. Sein Rücken war an einigen Stellen wund vom Liegen. Während war es, wie er nach seiner Mutter rief. Seine Klagen schnitten tief ins Herz. Wir erleichterten sein Los so gut es ging, selten gabs einen dankbareren Kranken. — Als er schlief, daß es mit ihm zu Ende ging, sagte er: „Ich werde meine liebe Mutter wohl nie mehr wiedersehen.“ Ich tröstete ihn mit einem Wiedersehen im Himmel. Auch sein Leiden werde dann ein Ende haben. Kurz vor seinem Tode fragte er: „Ist auch alles wahr, was Sie sagen?“ — Als ich ihn überzeugte, schlief er glücklich ein, um nie mehr zu erwachen. (Fortsetzung folgt.)

Es lebt in uns ein Rest von jenem Bangen aus Zeiten, da des Krieges wilde Wogen um unsre Stadt die Fluren überogen und hundertjährigen Bauernfleiß verschlangen,

als unser Mächte Himmel blutig lohte vom Brand der Dörfer, die in Trümmer sanken, als alle Schollen warmes Herzblut tranken, sich tausend Hügel wölben über Tote,

als flüchtige Brüder ihrem Schicksal suchten und doch an diesem armen Dasein hingen, mühselig ihre Leidensstraße gingen, beim Mitleid Brot und dürftig Obdach suchten, —

und diese Bananis wird erst dann vergehen, wenn einst nach all den bösen Schmerztagen vom Westen her der Heilruf wird getragen: Ihr dürft im neuen Deutschland aufstehen!

Sodzer Woche.

Eine Neuordnung von Bedeutung ist die, daß vom vergangenen Freitag ab der

Verkauf von Zucker

durch die Verpflegungsdeputation beim Magistrat nur an bestimmt. Händler erfolgt, deren Name in den Tageszeitungen öffentlich bekannt gemacht wird und die verpflichtet sind, den Farin Zucker zum Preise von 28 Kopeken, den Würfelzucker zum Preise von 34 Kopeken für das polnische Pfund abzugeben. Durch diese Neuordnung zusammen mit der Einführung der Zuckerkarte sollen weitere Mißhelligkeiten im Zuckerhandel vermieden werden. Ob die neue Ein-

Menschen vorspann sich in die Stadt retten wollen. Valuty und Radogochisch finde ich geräumt. Verschlossene Häuser, menschenleere Straßen. Zutreffend und das Trommelfell erschütternd hallt das ununterbrochene Batteriefener, sekundiert von dem Rattern der Maschinengewehre, durch die Straßen. Ich bin der einzige Zivilist, der sich hier sehen läßt. Lange darf ich mich nicht aufhalten, wenn ich mich nicht der Spionage verdächtig machen will. — Die Haupttrahnen sind nur für Verwundeten- und Munitionstransporte freigegeben.

In der Straßenbahn streiten sich zwei hysterische Frauen. Die eine behauptet, daß Geschosse auf die Häuser in der Bezezierer Straße niederkommen und der Fahrdamm mit Gewehr- und Artilleriegeschossen besät sei. Die andere widerspricht ihr. — Ein Sanitätsfeldarzt meint, daß die Lage für die Russen glänzend sei. Er habe gehört, daß zwei russische Korps aus Warschau unterwegs seien, die den anstürmenden Deutschen in den Rücken fallen werden.

Auf dem Nachhausewege in der Babianicer Elektrizischen. Einige Landpolizisten aus dem Kaiserlichen Gouvernement, die der Feldpolizei zugeteilt sind, tauschen ihre Meinung über den Artilleriekampf aus. Sie haben im Oktober die Kämpfe vor Warschau mitgemacht. Das Gedröhn der Kanonade sei in den Warschauer Vorortstraßen lange nicht so stark gewesen, wie in den Sodzer Vororten. — Unterwegs steigt ein Kosakenoffizier ein, der an der Spitze seiner „Sotnia“ nach Babianiec tritt. Er schält sich aus seiner Vermummung und nach Entfernung des Baschkirts wird ein mit ungepflegtem Bart bis an die Augenbrauen bewachsenes Gesicht frei. Er läßt sich von den Polizisten ihre derzeitige Bestimmung erklären, will wissen ob sie orthodox seien und betont, wie nötig es sei, daß alle reichstreuen Elemente in dieser schweren Zeit zusammenhalten. Er fährt in keinem inquirierendem Tone fort, indem er an den gegenüberstehenden Artillerieunteroffizier Fragen über den Zweck seiner Fahrt stellt. Der Mann ist „Kaptenarmus“, Reserwist, Pole. Der „Sotnik“ findet in seinen Papieren manches nicht richtig und treibt den armen Menschen, der des russischen schon entwöhnt ist und in weinerlichem Tone Auskunft gibt, in die Enge. Gestern sollen vier deutsche Soldaten in russischer Uniform auf der Rudaer Elektrizischen festgenommen worden sein. Der Sotnik denkt also an Spionensfang. Das Gespräch lenkt sich auf den „Verat“ der Juden und einheimischen Deutschen. Nun hat er Gelegenheit, sich über die Nationalität der beiden Zivilisten, die im Abteil sitzen, Gewißheit zu verschaffen. Er fragt, ob wir nicht Juden seien. Ich antworte, ich sei Deutscher. Keine Verbitzung. „Das ist schlimm, sehr schlimm!“ meint der Kosakenoffizier. Aber er legt gönnerhaft hinzu: „Doch alle Deutschen sind ja nicht so schlecht!“ Er schimpft über die deutschen Kolonisten und ihren an-

geblischen Verat. So lange seien sie schon im Lande und verständen immer noch nicht russisch. Ich gebe Erklärungen. Damit versöhne ich mir die Gönnerschaft des krüppeligen Fahrgenossen, der giftig meint: gestern habe er in einer deutschen Kolonie genächtigt und seine Quartierwirtin erst in russischer und nachher in polnischer Sprache um Tee ersucht. Die Kolonistenfrau habe deutsch — und er wiederholte die deutschen Worte — geantwortet: „Ich verstehe nicht!“ Nun eifern sich auch die Polizisten. Ich komme nicht mehr zu Worte, da ich aussteigen muß.

Es verläutet, daß ein Teil von Konstantinow, wo sich noch die Russen behaupten, in Brand geschossen worden sei. Merkwürdig nimmt sich in diesen Tagen die Berichterstattung in den Zeitungen aus, die von dem um uns tobenden Kampf nichts berichten dürfen. So erhalten wir dürftige Nachrichten über „vom Feuer zerstörte Häuser“ und über „unter den Trümmern einstürzender Häuser umgekommener Menschen.“

Am Nachmittag ließ sich aus allen Himmelsrichtungen Geschützdonner hören. Uns am nächsten schienen ein Artilleriekampf bei Rnow zu sein. So haben die Deutschen also doch den Kreis um die russische Armee fast geschlossen? Von unseren Fenstern aus sehen wir aufstammende Schraffellen, die in der Luft einen Viertelkreis beschreiben, bevor sie plagen. Bald flonnt da und dort und an einer dritten und vierten Stelle ein Geschütz auf. Die Elektrizische stellt den Betrieb ein. Die Russen flüchten. Kost scheint es, daß in unserer nächsten Nähe ein Rückwärtsgang stattgefunden wird. Querschießen kommen eine Anzahl Soldaten, darunter zwei Verwundete, gefangen; Verwundete zweier Regimenter. Ich nötigte die Verwundeten in unser Haus, wo sie von meiner Frau bewirte wurden. Sie klagten über schlechte Verpflegung. Inzwischen hatte sich unsere Küche mit Soldaten gefüllt, die alle um Brot bitten. Es entwickelte sich eine lebhaft Unterhaltung. Sie klagten über ihre schlechte „Ratshakstwo“ (Nahrung), die in allem verlage. Die Deutschen hätten sich rechtzeitig eingegraben. Für die Russen wäre der Kampf eine Ueberraschung gewesen. Als sie Stellung nehmen wollten, seien sie durch die Schraffellen vertrieben worden.

Die Russen haben hinter unserem Dorf Schützengräben gegraben und richten sich auf Verteidigung ein. Bis spät in die Nacht donnerten und blitzten die Kanonenschüsse und ratterten die Maschinengewehre. Von fernher klang Infanteriefener. Der Geban beherrscht uns: der morgige Tag bringt die Entscheidung. Noch einmal stand ich in der Nacht auf und lauschte in das Dunkel hinein. Die Lage hatte sich nicht geändert.

21. November. Am Morgen setzte sich der gestrige Kampf fort. Die Kanonengeschosse geben jetzt über unsere Köpfe. Die Deut-

schen haben sich auf einer Anhöhe von Rnow festgesetzt. Man versichert uns, daß sie schon einen Vorstoß nach Ruda unternommen haben. Hinter unserem Dorfe, parallel mit der Dorfstraße, ist ein breiter russischer Schützengraben. Weitere russische Stellungen ziehen sich bis zum Nachbardorfe Gattl hin, um das in den nächsten Stunden gekämpft werden soll. Flüchtlinge von Wisztino und Gattl kommen an. Tagelöhner, die ihre zu rettende Habe auf dem Rücken tragen; Wohlhabendere, die sie auf hochbeladenen Wagen bringen. Die Bekker gehen niedergeschlagen und verkleidet einher. Auf den Wagen sitzen wimmernde Frauen, die wenn sie angesprochen werden, von ihren niedergebrennten Heimstätten oder von den Untaten der raubenden sibirischen Krieger erzählen.

Auf den Landwegen ziehen gemächlich Gruppen von Soldaten. Dreideckel. Ein Verwundeter, mit aufgerissenen Oberarm, den lehmfarbenen Mantel von oben bis unten mit Blut bespritzt, kommt langsam einher. Er fühlte sich schwach; ich nötigte ihn, bei uns einzutreten. Zwei Offiziere auf Pferde stehen vor unserem Hause und erkundigen sich, ob die Chaussee nach Babianiec noch granatenfrei sei. Sie schicken einen Soldaten zur nächsten Artilleriestellung, damit man ihnen einen sicheren Weg nenne. Sie wollen sich bei uns erwärmen und bitten um eine Tasse Kaffee. Der eine ist Artillerieoffizier, Pole, aus der Umgegend von Warschau, vornehm in seinem Auftreten. Der andere ist ein jüdischer Arzt. Während wir am Kaffeetisch sitzen, werde ich einigemal hinausgerufen. Nachbarn erbitten Rat. So kommt es, daß neben dem Polnisch und Russisch auch Deutsch zu hören ist. Meine Frau meint: „Entschuldigend Sie nur, meine Herren, daß Sie an unserem Tisch so viel Deutsch hören. Aber wir sind nun einmal Deutsche. . . Und sind wir nicht alle eines Gottes Kinder?“ Die Friedensunterhändlerin hat mit ihren Präliminarien Glück. Beide Herren bedauern lebhaft den Haß, der jetzt die Völker zerreiße. Der Pole versichert uns seiner Achtung für die deutsche Kultur, die er bei einem mehrmonatigen Aufenthalt in Preußen kennen und schätzen gelernt habe. Er setzt hinzu: „Umso mehr müsse man sich wundern, daß die Deutschen sich nicht mit dem Jähigen, in so hoher Blüte stehenden Gebiet begnügen, sondern nach Erweiterung trachten!“ Meine Frau ist auf dieses Kapitel gereicht, sie läßt es nicht an einer temperamentvollen Zurückstellung fehlen. Ich werde wieder einmal draußen, wo noch weitere Verwundete angekommen sind, gewinnhaft.

Unsere Einwohner haben ihre Betten und besseren Alibier zusammengepackt. Sie bitten, sie in unserem gewöhnlichen Kartoffelkeller unterstellen zu dürfen. Meiner Erklärung, daß im Falle einer Beschickung auch die Mauern des Kellers keine Rettung böten, begegnet dem Zweifel der Leute. Damit sie nicht auf mangelnde Entgegen-

richtung sich bewährt, muß die Zeit lehren. Das beliebte Ver-

das Gemüt und Geist bildende Kunst die geschäftsmäßige Eintönig-

Noch etwas anderes müßte unserer Theaterleitung Ansporn

an die Knie. Und es schien ganz unfassbar, daß Helene Uding diesen

steht immer wieder im Mittelpunkt des Interesses. Wie Eingeweichte

werden. Die Firma Gebrüder Frankowski, die das alleinige Vieh-

Kleine Notizen.

Die Deutschen Abende nehmen an Beliebtheit zu. Auch am

Der Ausschuss zur Erledigung der Vorarbeiten für die Grün-

Deutsches Theater.

Der Glanz des nordischen Dreigestirns ist unverändert hell. Die

kommen schließen, willfahre ich ihrem Wunsche.

Aus der Nachbarschaft erhalten wir schlechte Kunde. Ein deut-

Am Nachmittag war über Lodz ein brauner Rauchstreifen sicht-

Größter Treffer Eine Million Mark. Glücks-Anzeige. Die Gewinne garantiert der Staat. Einladung zur Beteiligung an den Gewinn-Chancen...

Die „Deutsche Post“

ist durch die Austräger der Tages-Zeitungen sowie durch die Straßenver-

nach. Lange horchte ich vor dem Zubettgehen in die Nacht hin-

Der Eltern Vermächtnis.

Der Weihnachtsabend war da. Walter Hardt, der mit mehreren

Buchhandlung J. Winkopf vorm. Reinhold Horn befindet sich jetzt: Petrikauer Straße 153

Königlich Sächsische Landes-Lotterie Ziehung 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915

Eduard Renz Dresden 22 Annenstr. 9

Walter, ein Wert, welches vom deutschen Volkstum handelt, und